

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 44

Artikel: Ein Besuch [Schluss]

Autor: Siebel, Johanna

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645347>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

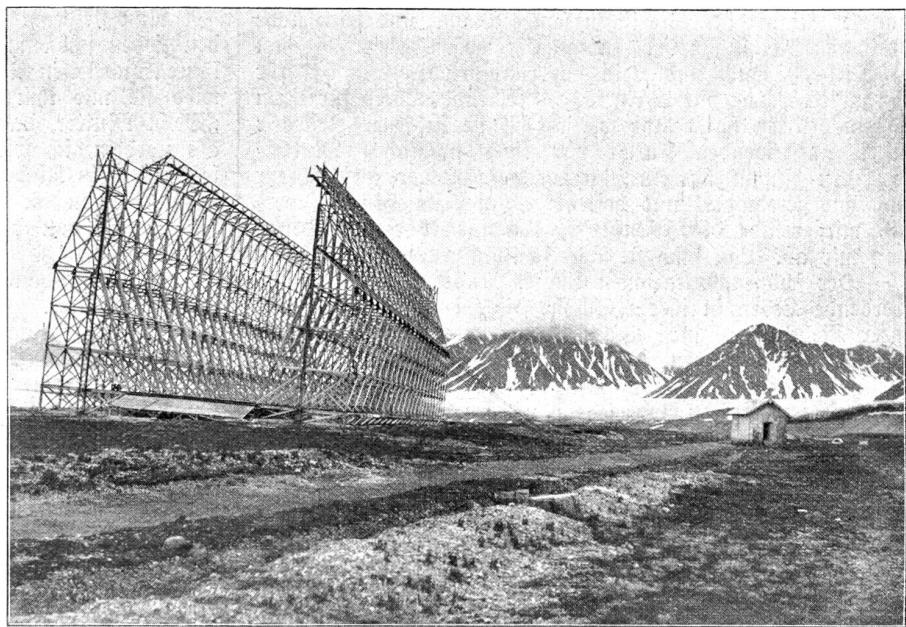
Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den Samen verschiedener Grasarten. Mitten in einem Grasbüschel fand ich auch ein verlassenes Nest, gar lieblich schön gerundet anzusehen. Die Größe des Schneeammers ist knapp wie die unseres Goldammers, jedoch wegen dem kürzeren Schwanz viel kleiner scheinend.

Die Grylltaube

ist eine kleinere Lummenart und wie diese ein äußerst geschickter Meeres- taucher. Im Gegensatz zu Lumme und Alf ist sie nicht nur oben, sondern auch auf der ganzen Unterseite schwarz. Auf der Oberseite der Flügel befindet sich beidseitig je ein großer, blendendweisser Fleck wie zwei Spiegel. Dadurch wird er mit seinem spitzen schwarzen Schnabel zu einem der zierlichsten Vögeln, besonders wenn er beim Tauchen noch seine hochorangenroten Füße mit den Schwimmhäuten sehen lässt. Wenn er fetten- und scharenweise fliegt, so sind seine Flügel gleich weißen Propellern anzusehen. Obwohl dieser zutrauliche und anmutige Vogel ein sehr ausgedehntes Gebiet bewohnt, habe ich ihn erst in Spitzbergen vielfach beobachten können. Wo die Gletscher bis ins Meer hinabfallen und die losgelösten Eisblöcke weiß, grün oder herrlich blau schillernd in den Buchten herumschwimmen, da ist der Grylltaucher mitten drin in seinem Element. (Schluß folgt.)



Luftschiffhalle in der Königsbucht auf Spitzbergen. Wurde von Amundsen und dann von Nobile für die Nordpolexpeditionen benutzt, von welchen letztere in bekannt tragischer Weise endete.

habe ich ein lieblicheres Kind gewartet. Man merkt auch bei einem so kleinen Geschöpfchen schon die gütige Anlage. Wollte Gott!"

Die Kinderfrau hält von neuem erschrocken inne und wagt nicht, ihren Satz zu vollenden. Ingrid Andersons Ausdruck ist plötzlich so, daß er der alten Agathe zu schweigen gebietet. Verlegen und traurig hantiert sie um den Kleinen und bemüht sich, die runden Händchen mit den täppisch ungeschickten Fingern durch die Arme des Jäschens zu ziehen. Das weife Gesicht ist rot vor Bestürzung.

Ingrid hat auch die ungesprochenen Worte verstanden. Ihre Augen nehmen wieder den unnahbaren Ausdruck an; ihre Lippen pressen sich fest aufeinander. Endlich, als hätte sie sich zuerst sorgfältig die Antwort auf den ungesprochenen Satz der alten Agathe zurecht legen müssen, sagt sie: „Ich weiß und begreife deine Gedanken und anerkenne deine gute Absicht. Aber deine Idee ist nicht durchführbar; sie scheitert an den Verhältnissen, so natürlich und einfach und wundervoll dir die Ausführung erscheinen mag. Was verstehst deine treue einfache Seele von den Sittengesetzen der sogenannten guten Gesellschaft! Eher zerbrechen die Besten innerlich, ehe sie sich dagegen aufzulehnen wagen. Du kennst Mama. Sie fühlt sich durch Stellung und Geburt berufen als Hüterin dieser gesellschaftlichen Sittengesetze. Ich kann das Lügengewebe, das ich ihretwegen so klug und fein ineinander geschaf tet, nicht zerreißen; es würde über meine Kraft gehen. Mama hat kein Verständnis für all das Dunkle und namenlos Traurige im Leben. Ihre Tage sind immer rein und klar dahingeflossen; sie hat nie die Leidenschaft gefaßt und nie die Schuld. Ihre einzige Tochter in den Augen der Welt und in den eigenen mit Schanden bedeckt zu sehen, würde die zarte, stets behütete Frau töten. Ich will zu dem übrigen nicht auch noch das Leben der Mutter auf dem Gewissen haben. Vielleicht bin ich auch zu feige dazu, diesen Kampf mit alten grausamen Überzeugungen aufzunehmen. Es wäre bei mir ein Kampf gegen zwei Fronten, gegen die Mutter und — gegen ihn. Ich muß die Lüge weiter spinnen auch für ihn.“

Ingrid hat sich wieder an das Fenster gestellt und starrt von neuem schweigend hinaus. Für ihn! Seit drei Jahren fast kämpft sie mit unerhörter Anstrengung, den Mann zu schützen vor dem Argwohn der Welt. Weil sie ihn liebt, trotzdem er der Gatte einer andern, der Vater

Ein Besuch.

Bon Johanna Siebel. (Schluß.)

Sie bedeckt den Körper mit Rüssen, als könne sie sich nicht ersättigen, als müsse sie sich entschädigen für die Armut und die Entbehrungen ihrer Mutterschaft während langer Tage und während langer Nächte, in denen sie immer wieder und wieder hinauslauschen muß in die Dunkelheit, wie damals in der allerersten Zeit nach des Kindes Geburt, ob nicht ihr Kindlein nach ihr verlange. Ach, es war doch die Körper gewordene Liebe, die in jenen ersten Tagen so rührend und ergreifend hilflos nach ihr durch die dunkle Nacht, durch den Lebensanfang, rief. — „Mein Kind, mein Süßes, mein geliebtes Kind!“

Ingrid hält ihren Knaben, als müsse sie sich nicht nur schadlos halten für die Entbehrungen vergangener Tage und Nächte, als müsse sie sich auch schadlos halten für die Sehnsüchte der kommenden. Ein Beben geht durch ihre Glieder, und ihre Stimme klingt wie Stöhnen. Der Kleine macht zuerst verdutzte erschrockene Augen, als Ingrid so hingegessen sich über ihn beugt; er verzieht das Mäulchen und stößt ein paar fläßig erstaunte Laute aus. Aber dann wird es ihm wohlig unter diesen Rüssen, die ihn überschauern, er fingert mit den Händchen in Ingrids Gesicht. Er lacht sie an, er greift in die flirrenden Strähnchen ihres Haars und lallt seelenvergnügt: „Ema, ema!“

Endlich richtet Ingrid sich empor: Die kühlen graublauen Augen haben leuchtende Punkte bekommen, und es geht ein glückhaftes Sprühen von ihnen aus. In die zarten Wangen ist eine feine Röte gestiegen und das junge Gesicht ist überschimmert von nie gekannter Seligkeit. „Wie schön er ist, mein Knabe; ach, für mich so über alles Sagen und Begreifen schön! Ich danke dir, Agathe.“ In überströmendem Gefühl reicht sie der Kinderfrau beide Hände.

In den Augen der alten Wärterin sind Tränen: „Gest ist meine Freude und mein Stolz, Fräulein Anderson, nie

anderer Kinder ist. Sie ist in seiner Macht, und seine hohe amtliche Stellung würde unmöglich, wenn dieser Roman an Liebe, Schuld und Leid sich randspräche. Sie hat für ihn gelitten, was nur je ein junges liebendes Weib für einen Mann erlitten hat. Ach! wie oft ist sie in jener Zeit der ersten aufsteigenden Furcht vor einer möglichen Mutterhaft in einsam bangen Nächten vom Lager aufgeschreckt und hat gewimmert und gesleht: „Vater im Himmel, ver gib mir, wende dies Neukerfe, das furchtbar Schändende von mir ab. Laß mich so nicht schuldig werden!“

Der schönen, vornehmen Ingrid Anderson hat erst das werdende Leben in ihrem Schoße die Tiefe und Süzigkeit ihrer Liebe als Sünde und Schande gezeigt; und doch ist damals schon der furchtbare Widerstreit in ihr erwacht, der Natürlichkeit und Schönheit ihrer erwachenden Mutterliebe alles zu opfern und, jedem guten Weibe gleich, ihrem Kinde Mutter zu sein.

Aber unter dem Betteln des Mannes, seinem Flehen und Beschwören ist sie feige geworden. Da hat sie erlebt, was es heißt, in Schanden Mutter zu werden und eine so gewaltige und vorher nie bedachte Verantwortung zu tragen, ein Menschenleben zu umhegen. Sie hat das heimliche Bangen und Beben mit sich geschleppt durch den Glanz der Feste, durch die schmeichelnde Menge, und hinter jedem harmlosen Wort, hinter jeder Frage hat sie einen versteckt schlechenden Argwohn gewittert. Sie hat gelernt, alle Stürme in ihrem Innern hinter Starrheit und einer gleichmäßig kühlen Ruhe zu verbergen. Niemand soll ahnen, was in ihr vorgeht. Doch zuweilen ist Ingrid Anderson unter der kühlen Ruhe ihres äußeren Wesens fast zusammengebrochen.

„Es fehlt ihm an nichts?“ hat sie heute die treue Agathe gefragt. Und die Wielerpropte hat geantwortet: „Es fehlt ihm an nichts.“

Und es fehlt ihm das Rüstlichste, was es auf der Welt gibt: es fehlt ihm der Vater, es fehlt ihm die Mutter; die sind beide zu feige, zu sagen, daß sie zu ihm gehören; die stehlen sich höchstens im Verborgenen zu ihm wie Diebe, und sind voller Furcht um seinetwillen.

Es fehlt ihm an nichts! Beraubt sie sich nicht selbst des Lebens seligster Krönung? Sie denkt daran, wie sie zuweilen das Bild des Knaben hervorholte, wie sie scheu nicht wagt, die Lippen auf das kühle Papier zu drücken, in banger Furcht, die Sehnsucht nach diesem süßesten Leben, dem das ihre Körper und Atem verliehen, könne zu groß werden, das natürliche, drängende, allmächtigvolle Mutterverlangen, das liebend den Kleinen umfassen, das dauernd und schützend ihn ans Herz nehmen möchte, könne sich nicht mehr bändigen lassen.

Ach, darum nur, um diesem Kampfe zu entfliehen, ist sie von ihm gegangen, als das Kind kaum drei Wochen alt war; darum ist sie nie mehr wiedergekommen.

In Schanden geboren. Ingrid Anderson hat nicht die seelische Spannkraft, sich aufzulehnen gegen eine Welt starrer Anschauungen und grausamer Vorurteile. Sie ist hilflos eingefangen darin, sie ziehen sich wie ein Netz um ihr ganzes Wesen und machen ihr Denken und Fühlen verworren und unklar. Sie kann sich nicht selber daraus erlösen. Sie vermag nicht den einen einzigen heiligen Begriff der natürlichen Zusammenghörigkeit von Mutter und Kind herauszuschälen und diesen Begriff in stolzem Frohlocken und kühnem Kampf gegen alle zu verteidigen. In Schanden geboren. Ach, kaum hat sie heute den Gang hinausgewagt zu diesem Hause, als die Reise nach Italien sie in die süddeutsche Stadt führte, in der sie die schwere Stunde ihres Lebens durchlebte. Und es hat sie doch mit tausend feinen Fäden gerade in diese Stadt und in dieses Haus gezogen. Trotzdem sie beim schütternden Rollen der Räder in der letzten Nacht in banger Spannung vor sich hin geflüstert: „wenn ich das Kind sehe; wenn ich es in Armen halte! Wie werde ich hervorgehen aus diesem Streit?“

Nun steht sie mitten in diesem Kampf. Wird sie nun den lieben schönen kleinen Knaben dort, entgegen allen lauten und leisen Argumentationen, nicht doch an sich reißen, wird sie mit ihm hintreten vor die Mutter und sagen: „Sieh, Mutter, das ist mein Kind; wir wollen reicher sein als vordem, ich will ihm eine gute Mutter sein; Mutter, laß mir mein Kind.“ Ingrid Anderson greift sich mit einem leisen Aechzen an die Stirn. Sie weiß genau, daß ihre Mutter sie von der Schwelle weisen wird, und daß die stolze Frau zu Grunde gehen, daß sie sterben wird an der Schande der Tochter. Sie kann nicht zur Mörderin werden an der Mutter.

Und dem Knaben fehlt es ja an nichts! Ingrid lacht ein bitteres Lachen. In ihr Ringen hinein hört sie eine ernste dringende Männerstimme: „Sei stark, Ingrid, ertrage es um meinewillen!“ Du und ich vermögen die Welt nicht zu ändern.“

Ingrid richtet sich seufzend empor. Sie wird sich fügen müssen. Vielleicht wird dieses Ertragen mit den Jahren leichter. Man bleibt ja, Gott sei Dank, nicht ewig jung und heißfühlig.

Der Sturm in ihrer Seele vertobt. Sie vermag es, sich wieder dem lächelnden Kinde zuzuwenden. Gelassen richtet sie ihre ebenmäßige Gestalt empor. Sie ist eben schwach und verlogen und widernatürlich wie tausend andere. Nein, sie hat das Zeug nicht zu einer Heldin, sie ist keine Bahnbrecherin in eine neue Zeit.

Mit kühler Ruhe reicht sie der alten Agathe die Hand: „Hüte ihn mir weiter so gut und laß mich nach wie vor unter den bekannten Vorsichtsmaßregeln wissen, wie es ihm geht. Ich bin dir dankbar, Agathe, du bist wie wenige treu.“

Das Kind sieht sie kaum noch an; sie streicht ihm nur leicht über die Wange. Aber ihre Hand zittert, und das Gesicht ist tiefblau: „Lebe wohl, Gert.“

Der Kleine verzicht auf einmal das lachende Gesichtchen, und die wundervollen tiefblauen Augen füllen sich mit Tränen. Ahnt das Kind, daß da, furchtsam wie die Sünde, etwas davon schleicht, das ihm von Gottes und Rechts wegen gehört: die Mutterliebe?

Ingrid will das Zucken auf dem Kindergesicht nicht sehen. Sie wendet sich ab und schreitet der Türe zu.

Auf der Schwelle des Hauses indessen drückt sie die Hand Agathens mit schmerzhafter Festigkeit. Die Alte nickt schweigend auf die stumme Bitte dieser Hand und dieser Augen. Natürlich wird sie den Kleinen hüten. Sie hat ja auch Ingrid Anderson gehütet, bis diese anfing, sich selber zu hüten. Sie blüdt der schlanken Gestalt nach, bis sie hinter der Wegbiegung verschwindet. „Arme Dirn“, flüstert sie, „arme liebe schöne Dirn, so reich und so arm!“

Dann geht sie zurück zu dem Kind, sie wird ganz erfunderisch und versucht immer neue Lüne, den Knaben zum Lachen zu bringen. Und der kleine Gert jaucht und kräht und wirft das Körperchen zurück vor Lust und Freude und lallt und jubelt: „Egäh, ema — ema.“

Ingrid Anderson aber sitzt schweigsam inmitten ihrer Freunde und Bekannten in der eleganten Halle des vornehmen Hotels. Sie lauscht mit abwesendem Ausdruck den Klängen einer Zigeunerkapelle und den Erzählungen von fühnen Gebirgswandern und dem zähen Ringen um das Bezwingen letzter Gefahren zur Erreichung sonnenumflossener Gipfel. Was geht das sie an, sie wird nie zu jenen mut- und entfagungsvollen Höhenwanderern gehören; sie hat nicht die gläubige, opferfähige Stoßkraft dazu. Sie kann keine Stufen schlagen. Ingrids Nase blüdt müde und unfroh, auf direkt an sie gestellte Fragen gibt sie einsilbige Antworten.

Um Abend führt der Express sie weiter nach dem Süden. Im Stapfen und Puffen der Räder aber hört sie unaufhörlich eintönig und eindringlich den einen Satz: „Um meinewillen, Ingrid, um meinewillen!“

„Ja, doch“, stößt sie gequält hervor, „ich tue es ja, was willst du denn noch mehr von mir!“